

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 8

Artikel: "Madlee"
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinsame und das Besondere zu unterscheiden weiß und seine Entscheidung nicht nach einer allgemeinen Regel, sondern nach den Bedürfnissen des vorliegenden individuellen Falles trifft.

Im Vorliegenden haben wir nur etwas aus dem Kapitel vom Nutzen der Geschichte herausgegriffen. Wir haben nur von der Art, wie das politische Handeln durch richtige und unrichtige geschichtliche Betrachtung beeinflußt werden kann, gesprochen und nur ein paar Beispiele dafür namhaft gemacht. Aber es ist dies ein Stück und es sind diese Beispiele, an denen uns das Wesen echter geschichtlicher Betrachtung besonders anschaulich wird und die gerade heute uns am Herzen liegen.

„Madlee“.

Besprechung von Otto v. Geyherz.

Es lyt en Acher brooch,
Dä mueß me struuche.
My liebi Muedersprooch,
Die will i bruuche.

Dem alemannischen Badenerland ist in Hermann Burte ein Mundartdichter von so starker und üppiger Eigenart erstanden, daß man alle Vergleiche aufgeben muß.*.) Man kann ihn wohl mit andern vergleichen, man muß ja, um Distanz zu gewinnen; aber diese Vergleiche führen immer zur Ungleichheit und zur Unvergleichlichkeit. Man kann und wird ihn natürlich vor allem J. P. Hebel gegenüberstellen; stammt er doch aus demselben Erdenwinkel und hängt mit gleicher, nur noch leidenschaftlicherer Liebe am Land und Volk des Wiesentals — Lörrach ist seine Heimat — und kann sich im Preis des Landes nicht genug tun:

Weisch — Haimeth! fehl der, was der well,
De bisch un blibsch e Fund,
E Blick uf Di macht uf der Gstell
Die müeden Auge gsund,
I sag un sing all 's nämlig Diing
Dy Priis viil dausigwiis!
Wo Dir eweg findet Nine ring
Ins ander Paradiis!

Allein welche Zeit und welcher Zeitwandel trennt nicht die beiden Dichter voneinander! Für Hebel war das Wiesental noch ein Idyll, das Volksleben wie das Land, und so ist auch seine Dichtung ein Idyll geworden. Burte kennt es auch noch in diesem lieblichen Glanze:

Das isch my Rebland, jo, voll Sunneschyn.
E Linde Lust goht in de dunkle Bäume,

*) Hermann Burte: Madlee, alemannische Gedichte. Verlag von G. K. Garasin in Leipzig, 1923.

Es glänzt e Pflueg, e Glocke lütet näume,
Die stille Dörfer schloße rüehig sh.

Aber seither ist die Industrie, die sich bei Hebel noch ins friedliche Gesamtbild einfügt, zur Macht gelangt, hat die Landschaft und die Gemüter verändert, soziale Not, sozialen Streit und Haß hereinbracht und die grünen Wiesen mit Trauerflor überschattet:

Isch das mh Land vom Feldberg bis an Rhÿ?
Wo hoochi Cheemi stöhn wie Fahnestange,
Wo schwarzi Cholefahne drüber hange
Un mummle d'Wiese wie mit Laidflor ii?
Das isch mh Webland, jo, mh Land im Dhal,
Wo hunderttausig flinki Reedli sure,
Wo d'Schiffli zucke dur e Zedel dure,
Wo wiisi Düecher wachse dhüen im Saal.

Nicht das Wiesental allein, die ganze Welt hat in den hundert Jahren seit Hebels Tod ihr Angesicht verwandelt. Die naive Freude am Dasein, die kindlich gläubige Zuversicht zum „Ende gut — alles gut“, das gemütvolle Sich-Bersenken in die Wunder der Natur, die Auf-fassung des Lebens als einer Erziehungsanstalt Gottes, aus welcher nur der Ehrliche und Pflichtgetreue endlich reif und glücklich hervorgehen kann — das alles ist verschwunden. Aufklärung durch Naturwissenschaft, pessimistische Weltlehre, materialistische Einschätzung der Lebensgüter, Erschwerung des Erwerbs, Verschärfung aller politischen Gegensätze und viel anderes noch hat das Idyll gründlich zerstört und den idyllischen Dichter zu einer fast unmöglichen Erscheinung gemacht. Selbst für eine Vollnatur wie Burte, einen unbändigen Lebensgenießer und Lebenswecker wie er, ist der Tod unser bestes Teil. In einem warmen Nachruf an einen „toten Kameraden“, der mit zehn Jahren schon, ein gesunder und reiner Knabe, aus dem Leben scheiden mußte, liest man die Betrachtung:

Hez het er däne glebt und ich doniede
Ne Menschenalter lang: I duuschi gärn!
Doch will der das nit adhue, bliib in Friede
Dört obe, Robi, uf Dym haitere Stärn!
Denn d'Aerde, dasch e bös verwirlti Chnuule:
Me spürt sh Läbe numme, wils aim queelt,
Un wemmes gwohnt isch, fangt me scho a z'fule —
Du hesch bh Whtem 's besser Dail erwehlt!

Auch die Kunst hat seit Hebel Wandlungen durchgemacht, die an einem von tausend Kräften und Säften der geistigen Welt großgezogenen Kind seiner Zeit wie Burte nicht spurlos vorübergehen konnten. Ist Hebel noch Realist in all seiner idyllischen Lebensschilderung, so ist Burte Naturalist. Nicht im Sinne der naturalistischen Lehre, die den Stoff für nebensächlich und den Anteil des Dichters am Stoff für kunstschädlich erklärt; wohl aber im Sinne einer schärferen, ungelebten und mitunter erbarmungslos wahren Wiedergabe der Wirk-

lichkeit. So z. B. in dem Gedicht „Erschossenes Liebespaar“, wo der Gesichtspunkt und der ganze Ton der Darstellung, besonders in den ersten Strophen, aus der Denk- und Sprechweise den Fabriklerinnen herausgeholt ist.

Bij de Fohre dobe het mes gfunde
Arm in Arm e Liebesbärli dod:
Es im Härz inn, er im Chöpf e Wunde,
Baid in einer Lache, bluetigroth.
Selbstmord offebar!
Me vergrabt das Baar
An der Muur, wo um der Chilchhof goht.

S'lütet e kai Glocke, numme d'Huppe
Hürne haissen in der Weberei;
d'Maidli gönge haim in chlyne Gruppe,
Am Gottsacher führts der Weg verbei,
Gwunderig göhn sie hi
Un do gwahre sie
(s'gruust hehlinge alle!) selli zwei!

Fessis, in ere Chiste so verloche!
Sins denn kaini Mensche, sone Schand!
Hets der Pfarrer us em Himmel goproche,
Wil sie gstorbe sinn vo aigener Hand?
Nai, es duurt aim so,
Lueg, so chas aim go,
Wer das duet, isch nimme bhim Verstand!

Es wird weiter ausgeführt, wie die Fabrikmädchen aus natürlicher Teilnahme, ohne alle Sentimentalität, dem unglücklichen Liebespaar einen grünen Kranzwinden und dazu ein Lied singen, von einer Marie angestimmt, die eine schöne Altstimme hat. Den Kranz legen sie aufs Grab, und der Dichter, auch er ohne alle Weichlichkeit, herb sarkastisch noch im Schlußreim sein Mitgefühl unterdrückend, sagt:

Bravi Maidli hän der Dag dur gwobe
Menger ziehts am Gnick as wie ne Gwicht,
Zeze göhn sie schwigsam haim im Dobe,
Rothi Auge im verhüllte Gsicht.
Wo der Pfaff ächt blickt?
Weisch denn nit, er schribt:
Über Landtagswahl un Christepflicht.

Der Gegensatz zu Hebel liegt nicht nur im Zeitalter, er liegt im Blut der beiden Dichter. Der Verfasser der Alemannischen Gedichte von 1803 war bei ihrem Entstehen und Erscheinen schon über das Schwabenalter hinaus, innerlich abgeklärt und beruhigt, auch von Natur zu maßvollem Lebensgenuss, humorvoller Beschaulichkeit und mildem Urteil angelegt. Darum konnte ihn Carl Raupp in seiner Gedächtnisdichtung zum

Hebelmahl von 1860 mit einem abgeklärten, glockenhellen Landwein vergleichen,

So schön wie Gold, wie Öl so mild und liebli
Und doch voll Chraft un Geist, me darf en wäge!
E Süezigkeit isch drin, e Blume dra
So sijn, e Muschkateller dörft si meine.
Es isch e Wy für Gsundi un für Chranki,
Die macht er heil und selli tatelustig,
E Balsam isch es un e Freudentrunk.

In Burtes jugendlichem Blut sind wilde Wirbel und dunkle Gewalten, die ihn abwärts nach der Erde ziehen, aber auch mächtige Sehnsuchten nach der Höhe und Freiheit. Geist und Seele liegen oft im Kampfe miteinander. Der Geist ist der räuberische Weih, der sich auf die unschuldige Taube, die Seele, stürzt.

Sie fäcket, er pæklet,
E Pfiss und e Griff,
E Gruppes, e Tschuppes,
Er schlacht sie — vorbei!
My Seel isch e Duube,
My Geischt isch e Weih!

Oft ist er sich nur des innern Zwiespalts, des Krankhaften und Ungeläuterten in seinem Wesen bewußt:

I weiß es wohl, i bin e chranke,
Verheite Mensch und ha kai Rueh.

Er weiß auch: dem Gewebe, das sein Hirn ununterbrochen spinnt und spinnt, fehlt die Sonne, die es rein bleichen könnte:

E raini Riiste, suufer gspunne,
Es geb misel e nobel Duech,
Wenn's bleichtet wurd in deere Sunne:
— So glängt's halt numme zueme Buech.

Aber dann wieder fühlt er den höheren Sinn und Wert seines Dichtens, weil nicht er allein, sondern der Geist eines Ganzen, einer Landschaft und eines Volkes, daraus redet:

Zoge hämmer's ussem Lebe,
Gwachse isch's wie Wy an Rebe,
d'Sunn duet in der Nässi schwebe:
Weltgeischt! Ardgua! chumm versuech!
Sonnen Ode weiht im Buech.

Und dieses Gefühl, daß er in all seinem Widerspruch von Fleisch und Geist, Leidenschaft und Weisheit, Weltsucht und Frömmigkeit, Haß und Liebe eine Vielheit und Gesamtheit vertritt, sodaß, wie er einmal sagt, „Jedes Ich bedütet Alli“, — dieses Gefühl rettet ihn immer wieder aus der Einsicht in seine menschliche und dichterische Unvollkommenheit. So in dem Gedicht „Inhalt“:

Mh grangi Chunst isch wäger nit für Alli!
 Doch mengmol maini: Alli stäke drinn.
 Es isch wies isch: un miinesgliiche gsalli:
 Guet, as es wenig sin.
 Chumm, liebe Landsma, lies do in mhm Wese,
 S ha jo vorher glese lang in Dym!
 Un bisch derdur, steck Maie oder Bäse
 Mhm heerte gspeerte Rym.

Un wenns di näume überzwerich froge,
 Deb Du dem Chaibe Buech sy Inhalt chennsch,
 Sag numme graduus, bschaide un verwoge:
 „Was drin stöht? Halt e Mensch!“

Burte müßte kein Allemanne sein, wenn nicht auch gewisse gemeinsame Züge des Stammcharakters ihn mit Hebel verbänden. Das innige Erleben und Vermenschlichen der heimatlichen Natur, das sinnige Betrachten menschlichen Treibens, die Liebe zu den einfachen Kindern des Volkes — das ist alles vorhanden und oft wie aus Hebels erster Hand. Und doch ist es nicht ganz das Gleiche. Eine größere Fülle und Wucht des Gefühls, ein weiterer Schauplatz des Geistes, eine kräftigere Mischung von Leid und Lust, und im Grunde, statt der friedlichen Harmonie, ein tiefes Weh, das immer wieder zuckt und blutet. Die unbändige Wein- und Liebeslust, die frech und sicher alle Temperenz und Sittenlehre herausfordert, kann darüber nicht hinwegtäuschen. Des schäumenden Bechers Neige ist mit Bitternis gemischt; auf das tolle Trinklied, das mit Glaszerschmettern dem Tode trokt:

An d'Wand das Glas! Schmeuß! — Schärbe
 Bidüte Glück! Tsching! Bäng!

folgt ein unheimliches Schweigen. Oder irrt sich der Leser? Ist das Trinklied „in der sauflidigen, weinseligen, schoppenheurigen Mannsweis“ nur eine nachgeahmte Burleske, ein dichterisches Exercitium Salamandri und hat weiter nichts zu bedeuten? Oder erklärt sich dieser zügellose Ausbruch von Lebenslust vielleicht doch aus einem zerrissenen, zwischen Gott und dem Teufel hin- und hergezerrten Gemüt, das eben darum sich so wild gebärdet, weil es die Himmelsruhe sucht, und darum so gottergeben betet, weil es die Hölle kennt! jedenfalls ist diese Poesie mit ihren unglaublichen Gegensätzen das Bekenntnis eines Dichters, der von sich sagen kann:

Ich bin kein ausgekügelt Buch,
 Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Ich kann alles sein, ein Schwelger und ein Lebensverächter, ein Egoist und ein Menschenbruder, ein Spötter und ein Unbeter, ein Teufelsbalg und ein Kind Gottes — im einen bin ich so wahr wie im andern. „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“, alles Höchste und Tieffste, was an den Grenzen der Engel- und der Tierwelt liegt und wovon der temperierte Durchschnittsmensch fast nur noch eine

Ahnung vom Hörensagen her hat oder von der Lektüre, das lebt und wogt und streitet sich alles in mir, heute so, morgen anders — und weil ich ein Dichter bin, gebe ich ihm Klang und Gestalt im Wort.

Darum zhinisch freche Verneinung auf der einen, frommer Kinder-glaube auf der andern Seite des Buches; dort dreckige Gassenschlemper-linge, hier alle Höldseligkeit, deren die Sprache fähig ist.

Glauben, Hoffnung, Liebe.

Euse Glaube dasch der Mond am Himmel,
Wo so rueihig abeschint un mahnt
Aim an selli Haimeth ob em Gwimmel,
Wo me nie tha fasse, aber ahnt ...

d'Hoffnig isch e zaarde Regeboge,
Zeichnet uf der dunkle Wulfewand.
Ammig simmerem ergegezoge
Hän en welle griife mit der Hand.

Aber d'Liebi, dasch die goldni Sunne,
Wo so heerlig in de Himmle stöht,
Alles Lebe quillt us ihrem Brunne,
Ohni sie weer alles ewig dot.

Ohni d'Sonne glänzt kai Regeboge
Ohni d'Sonne schiinti nie kai Mo..
Ohni d'Liebi isch kai Himmel zoge,
Isch kai Hoffnig un kai Glaube do.

Und jenes andere, das, unter dem Titel „Mondnacht“ mit mehreren vereinigt, das Erwachen und Wiedereinschlafen eines Säuglings an der Mutterbrust mit Werden und Vergehen des Menschen vergleicht:

Du schöni Zyt, o Jugged, wo bisch ane?
Unschuldig Chind in dhner Seeligkeit?
Wo hochi Stärne uf de whte Bahne
Wie nochi Blüemli in de Hörlí treit,

Wo no de großen Auge vo der Mueder
Wie no nem Mo mit syne Händli längt,
Wo zue der Sunne s'Müüli hebt, wie zue der
Vollkommene Bruscht, der wiße, wonen tränkt?

Isch Ain denn mehr as sone Widelbüebli,
Wo us em erste Traume wachber würd,
Un wieder iischlost, wenn er gar e liebli
Liis Liedli hört un d'Muedernöchi gspürt?

Soll ich auch vom Gegenteil eine Probe geben? Etwa das Lied von den „edlen Säufern“, von denen es im Kehrreim heißt:

Sie göhn nit under, wil sie suuse,
Sie suuse, wil sie undergöhn!

Oder jene Absertigung des „Lebensmüden“, der keine rechte Freude und Trauer, kein Beten und Fluchen mehr fertig bringt und doch das Weinen zu vorderst hat, und dem der Dichter als einzige Lösung Kurzschluß empfiehlt:

Eh so pflenn doch e Schwetti, se plär doch emol!
Un — do hesch e Hässig! un dört isch e Pfohl!

Oder die abstoßende Parodie zu Schillers „Ideal und Leben“:

Näume duet aim öbbis schwane,
Wemme jung isch, wiif un flink,
Meint me, uss der Schloßaltane
Stüend e Dame un sie wint,
Streck aim frei ne Becher ane:
Liebe Jüngling, chumm un drink!

Aber luegt me vo der Nöchi,
Isch sell Schloß e Guggehuus
Un vom Läubli in der Höchi
Leert e Magd e Wäschgschir us.

Die unerhörte Beweglichkeit und Verwandlungsfähigkeit dieses Geistes führt dazu, daß man oft an seinem menschlichen Kern irre werden könnte. Alemannisches Wesen läßt ja freilich unzählige individuelle Abarten zu: der grüblerische melancholische Paul Haller ist so gut alemannisch wie der singlustige, frohmütige Meinrad Lienert und der elegisch weiche Josef Reinhart; auch ist keiner von ihnen ganz in einer Tonart besangen. Aber solche Sprünge aus der frommen Himmelseligkeit in die wildeste Erdenlust, aus dem Sonntagsfrieden in die Razenjammermisere bringt kein anderer fertig. Auch ebenso wenig den Sprung aus der schlichten Singweise des Volksliedes in die verstiegenen und für das Gemüt der Mundart schwindelhaften Höhen des Hymnus. Man vergleiche einmal die „Drei Mädchen im Heimgang“ als Beispiel vollendeter Einfachheit des Liederstils:

Drei Maidli gönge Hand in Hand
Im Oberoth durs Haimethland.

Die ainti luegt der Sunne no,
Die anderi singt un lacht im Goh —

Die dritti luegt so bleich un blaß
Und ihri Auge glänze naß...

Am Himmel chunnt der Oberstern,
Die Schwarzi sait: S wüßt so gern,

Was d'Liebi isch, un wüsset d'Jhr's,
Se sind so guet un saget mirs!

Weisch nit, se lacht die Bruni frisch,
As d'Liebi 's Schöñst im Lebe isch?

Die blaichi Blondi gschwaiget hood:
Was d'Liebi isch? J förch, mh Dod!

Drei Maidli gönge ohni Rueh,
Dur Nacht un Nebel haimeszue.

Oder von ähnlich volkstümlicher Art und gleich vortrefflich das „Scheibenschlagen“, eines der schönsten Gedichte der ganzen Sammlung. (Ich kann nur für zwei Strophen von vier Raum finden):

Schÿby Schÿby Schÿbo!
Wem soll die Schÿbe goh?
So wyt me Füürer brenne duet,
So wyt glengt 's alimannisch Bluet.
Heluff! My erste Schÿbe fahrt
Im liebe Bolch un syner Art,
Schÿby Schÿbo!

Schÿby Schÿby Schÿbo!
Wem soll die zweiti goh?
Schön gäl un rot, wie d'Flamme sin,
Stöhn Farbe im e Fahnen inn:
Dem Badnerländli gäl un roth,
Dem simmer treu bis in der Dod!
Schÿby Schÿbo!

Und nun als Gegenstück ein Versuch, die Mundart in die schwungvollen Hymnusformen, die man aus Goethes Faust am besten kennt, zu spannen. (Ich muß mich auf die erste Strophe beschränken):

Un die Sonne.
Glüenigi Sunne
Läufige Brunne!
Ewig lebändig
Röhrlisch du ständig
Läben un Liebi
Durab uf die trüebi
Ohni di schuudrigi
Schimmligi muudrigi
Sisig verfroreni
Einzächt verloreni
Drümmligi Aerde
Schwankigi Wält!

Ist es nicht gefährlich, wenn man alles kann? — Daß ein geistvoller Mundartdichter neue Ausdrucksformen schafft, daß er kaum gehörte Register zieht und so die Mundart, die seine Sprache reich ge-

macht hat, nun aus dem Eigenen bereichert, das ist gewiß sein Recht und darf sein Stolz sein. Allein über ihre Kraft hinaus und ihrem anstammten Wesen zuwider darf man sie nicht zwingen, sonst vergewaltigt man ihre Seele. Und das ist denn, um es gleich zu sagen, die Kehrseite und der Nachteil einer so grandiosen Begabung, wie Burtes „Madlee“ sie fast auf jeder Seite bezeugt. Sein Herz schlägt warm und echt für dieses herbe, kernige Alemannentum, aber der Geist, in tausend Sätteln gerecht, schwingt sich leck und verwogen über die Natur des Volkes und seiner Poesie hinweg.

Das Schönste in Burtes Mundartdichtung findet man da, wo er zwar aus der Fülle eigenen Erlebens und Denkens schöpft, aber die Grenzen der mundartlichen Ausdrucksmöglichkeit nicht überschreitet. Und dort berührt er sich auch mit Hebel. Ich denke an das große Gedicht „Der Hafnermeister“, unstreitig eines der vollendetsten in der deutschen Mundartdichtung überhaupt.

Nai, Iueg mer doch dä Hafner aa,
Wie gschwind er d'Schiibe draihe cha
Mit bludde Füeß, das goht bigoscht,
Me meint nit, aß es Förtel choscht;
Er ginkt, er schüpft, er stieslet so,
Jez hebt er, batsch! do blicht sie stoh.
Wo neume trocheni Aerde habbt
Um Fise, die würd abegschabt,
Jez isch sie suufer, jez gib acht,
Du Gscheitli, was der Maister macht!

Mit glücklichem Griff hat der Dichter als Ausgangspunkt für seine Weltbetrachtung eine Situation aus dem Handwerksleben gewählt: der Hafnermeister an seiner Drehscheibe und neben ihm, neugierig, wissbegierig, aber ahnungslos der kleine Friß. Und nun, indem er dem Knaben die Handwerksgriffe erklärt und die unzähligen Möglichkeiten ausmalt, die frei in seiner Hand liegen, hebt er zu philosophieren an. Es ist eine Ästhetik im Volksmund, anschaulich, sinnig, tiefgründig:

E reini Form e gsundi Farb
Goht über alles Gmol un Gschlarb;
Chramanzlete und Ornament
Sin Sand in d'Auge dem, wos chennt.
Wenn ich so recht vo Härze pack
Die liebi Aerde un bifiehl
Mit mym Verstand der Hand der Wäg,
Kriegt vor em selber d'Arbet Stil.
Was helse Zünft Verein und Fnnig?
's het selten Ain e Maister-Gsinnig.
.
Di ganzi Welt mit ihrem Triibe,
Die gmahnt mi an e Hafnerschiibe;
Jo, wie die Tropfe uuse fahre

Vom nasse Schmiß am Schiüberand,
 So wirble d'Sterne über Land,
 Es trittet Ain, wo mihr nit gwahre.
 Un wemmes richtig überdenkt,
 Wie wyt sh Laimverschaffes lengt
 Eso wies Jede denke sott —
 No gohts em uss, no gspürt er: Gott.

Ein anderes Gedicht, das ich auch zu den vollkommensten rechne — es mahnt an Hebels Ton, geht aber über seine Kraft hinaus —, ist nach dem Rehrreim betitelt, der sich durch alle dreizehn Strophen wiederholt:

Es rauscht ein Wehr.
 Die teerdi Stroos isch heert wie Stai,
 Do dönt e jede Schritt,
 J wandre muederseelenellai:
 Der Widerhall goht mit.
 Es schiint kai liebe milde Mo,
 Kai treui Durnuhr schlacht,
 Vo whtem aber ruuschts eso
 Verlore—n—in der Nacht.
 Der Oberlust goht quellechüel
 Vom Wälder her an Rhyn.
 Mi aber tribt en inner Gfuehl:
 O 's Haimweh so dalii —
 Derhäre schwankt e Baselfuehr,
 Der Wage gahrt un schlacht —
 Jez blibt er stoh, un loos: e Wuehr,
 Es bruuscht e Wuehr dur d'Nacht.
 Das isch e Don, dä goht so liis
 So lind un ring ins Ohr —
 Dä chunnt Ain wienen aldi Wiis
 Us Chinderdage vor —
 O Haimethland, o Jagedzht!
 Was Alles Ain verwacht,
 Wenn so dur d'Stilli stundewht
 E Wuehr bruuscht in der Nacht ...

Die ernste Stimmung der nächtlichen Stille vertieft sich von Strophe zu Strophe und führt zu einer wundervollen Natursymbolik: das Wühr, das durch die stille Nacht rauscht und das nur in der Nacht und in der Einsamkeit dem Menschen vernehmlich wird, es wird zum Sinnbild der Gottesstimme, die durch alles Weltgetöse hindurch redet, aber nur dem sich offenbart, der in der Stille der einsamen Natur zur Zwiesprache mit Gott sich aufstut:

J zittere wie Aespelaub
 Un gspür e ghaime Gwalt,

Wenn Alles was J̄ hoff un glaub
 E Legi abe fallt —
 Wie doch der Mensch in syner Qual
 Dem Wasser gliicht! Er schlacht
 E Rüngli d'Augen uuf im Strahl —
 Un mueß durab in d'Nacht.

Es goht e Lust, es fallt e Dau,
 Es lockt e Nachtigall,
 E Stärne schießt vom chalte Blau
 Durab in Wasserfall,
 Es liegt en Aug, e Hirni weiß,
 E Härz im Buese schlacht:
 Vor Gott isch Alls in Allem Ais ...
 Es bruischt e Wuehr dur d'Nacht.

Durch die ausgereiste Form solcher Gedichte hindurch wird man auch am sichersten den menschlichen Charakter dieses Proteus erkennen: dieses feurige Blut, das, stärker als der Wille, in unberechenbaren Wallungen und Zuckungen kreist, dieses unruhige Herz, das sich in eigener Glut verzehrt, dieses weiche, im Grunde kindliche Gemüt, dessen Wurzeln tief in das Volkstum der Heimat hinabreichen, und diesen rastlosen Geist, der in gefährlicher Überlegenheit mit Blut und Herz und Seele sein Spiel treibt:

My Seel isch e Duube,
 My Geischt isch e Weih.

Aber der Leser wird endlich Aufschluß haben wollen über den seltsamen Titel, den Namen Madlee, der diesen starken Band mundartlicher Lyril (es sind rund 450 Seiten) zusammenhält. Schon die Widmung des Buches gibt uns diesen Aufschluß. Der erdgewachsene Wein dieser Alemannenpoesie, heißtt es da, ist nichts für schwache Mägen, nichts für verderbte Zipperinchen.

Miner, dief im Lätten unde,
 Seller, denk J̄, wuder munde,
 Deere Schwarze, Stolze, Gsunde —
 Madlee, chumm! — J̄ bi kai Ruech —
 Dauf mer Du my Haidebuech!

Nüt isch All! — Am Null isch Botte!
 Aber Neue sott me trotte,
 Ich has gwogt! Bis Du nem Gotte,
 Nobli Dodi, won J̄ suech:
 Heiße mueß no Dir my Buech:
 M a d l e e!

Allein Madlee ist nicht nur die gestorbene Geliebte, die in seinen Träumen mit unwiderstehlichem Zauber immer wieder aufersteht:

Schönste Baum im Haimetgländ,
Beschti Zucht us eusem Landschlag!

Sie ist mehr als diese Eine, sie ist die Verkörperung der ganzen Heimat, Erde, Feuer und Wind, des ganzen Volkes und seiner innersten Art, und darum ist die ganze Dichtung voll von ihr.

De bisch wie Alli sin un bisch wie Rais!
De heisch no Züg, wo Niemes an Der weiß
Als Ich. Wenn d'Sterne glistere in der Nacht,
Wenn d'Legene bruusche und en Umsle schlacht,
E Muusig zitteret vo Wytem har,
Derno verwachsch im Wese wunderbar:
In Dyne Auge schwimmt e fiechte Schj
Es glänze d'Läf, wie ussem Grüe der Rhj,
Es gönge Wirbel in Der um, do schwimmt
Me halt druss zue un wenns aim abenimmt!

Mi mueterisch Du a! Die Rhme do
Hanich as Gob us Dyne Hände gno,
Un ha mh Lebe lebig dry verwobe
Sie solle Di, nit ihre Schryber lobe!
Du ballti Haimethärde, dunkli Brutt,
Du heisch mir Liebi geh und ich Dir Lutt:
Der Geist, wer weiß woher, e stolzen Dode,
Bruucht, wil er mueß, e Seel vom Mueterbode.
Bergelt Der Gott Dy Geh, verzeih mh Neh:
All Madlee Madlee all Mareimadlee!

Es fällt schwer, hier abzubrechen. Dieses Buch „Madlee“ ist eine ganze Welt für sich, mit knappen Rezensentensäzen nicht zu erschöpfen. Es ist eine alte Welt, weil altes, untergehendes Volkstum darin lebt, und ist eine neue Welt, weil eine neue, nie gesehene Kunst darin erwacht. Es ist ein Buch voll Widersprüche, voll Kühnheiten und Gewagtheiten, unvollkommen, aber strohend von Geist und Leben, in der ganzen deutschen Mundartdichtung einzigartig.

Ferdinand Avenarius †.

Von Leopold Weber.

Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des *Kunstwarts* und der *Kunstwartunternehmungen*, ist am 21. September in Kampen auf Sylt gestorben. Wie er für deutsche Kultur gearbeitet hat, ist bekannt, Anhänger und Gegner sind darüber in den letzten Wochen zu Wort gekommen, und wenn auch für mein Empfinden seine Leistungen im allgemeinen ungenügend gewürdigt worden sind, so will das doch wenig bedeuten gegenüber dem Umstand, daß die Saat, die er reichlich aus-